

GÜTERS DIE  
LOHERVISION  
VERLAGSEINER  
HAUS NEUENWELT





Für Monika Fey

Heike Fink

**Mein Jahr  
mit dem Tod**

Wie ich den großen Unbekannten  
besser kennenlernte

GÜTERS DIE  
LOHERVISION  
VERLAGSEINER  
HAUS NEUENWELT



## INHALT

---

- 1 JANUAR – WISSENSCHAFT**  
Vom anderen Vollmond  
und der fehlenden Erinnerung ans Totsein..... 6
  
- 2 FEBRUAR – FREUNDSCHAFT**  
Sterne im Sterbezimmer  
und ein verstecktes Wort ..... 34
  
- 3 MÄRZ – FAMILIE**  
Für einen Mann ohne Grab  
und eine Familie im goldenen Golf ..... 52
  
- 4 APRIL – LIEBE**  
Wasserschlacht am Gummipool  
und Darth Vaders Rollstuhl..... 78
  
- 5 MAI – ERINNERUNG**  
Vom unsterblichen Klang der Stimme  
und Madonna ohne Krone ..... 104
  
- 6 JUNI – DICHTUNG**  
Die Einsamkeit des Märchenhelden  
oder von einer, die auszog, das Fürchten  
zu lernen ..... 130
  
- 7 JULI – KUNST**  
Don't be bürgerlich  
und das Manifest von Energie ..... 158

<b>8</b>	<b>AUGUST – URLAUB</b>	
	Von Friedhofsmenschen und einem Goldfischglas im Mausoleum.....	181
<b>9</b>	<b>SEPTEMBER – TECHNIK</b>	
	Töten fürs System und zwei L für zweimal Leben .....	210
<b>10</b>	<b>OKTOBER – NATUR</b>	
	Von hängenden Tomaten und der Verkehrssicherheit auf Friedhöfen ....	238
<b>11</b>	<b>NOVEMBER – ARBEIT</b>	
	Verschiedene Leichenfunde und der Mann, der den Boden wischt.....	265
<b>12</b>	<b>DEZEMBER – GLAUBE</b>	
	Die Frau im Farbmantel und stehen an der Temperaturgrenze .....	289
	Dank.....	317

**Vom anderen Vollmond  
und der fehlenden Erinnerung ans Totsein**

---

Ich habe Angst vor dem Tod.

Gleichzeitig fasziniert er mich. Warum ist das so? Würde man mehr von sich selbst verstehen, vom Sinn und Zweck seines Daseins, wenn man mehr über ihn wüsste? Im Allgemeinen glaubt man das. Um es herauszufinden, müsste ich mich ihm annähern. Mitunter, stelle ich fest, gibt er sich nämlich recht einladend, ihn als geheimnisvolles Rätsel zu begreifen. Aber warum sollte ich? Braucht man überhaupt einen Lebenssinn? Ich atme, ich esse, schlafe, mache Liebe, habe Familie, Freunde und einen erfüllenden Beruf. Ich bin gesund und mobil. Ich beherrsche mehrere Fremdsprachen: Englisch, Schulfranzösisch und Schwäbisch. Ich kann die basalen Grundgefühle voneinander unterscheiden und weiß, was ich tun muss, um mich aufzuheitern, wenn es mir dreckig geht. Zwar glaube ich an keinen Gott, empfinde trotzdem Dankbarkeit, weil es Schönheit auf Erden gibt. Ich habe alles, was ich brauche. Und noch viel mehr ...

... außer die Kontrolle über meine Lebenszeit.

Physikalisch gesprochen bin ich ein instabiler, radioaktiver Atomkern, der mit Sicherheit zerfallen wird, ohne dass der Zeitpunkt des Verfalls vorausbestimmt werden könnte.

Wer oder was ist der Tod? Warum ist der Zerfall naturgegeben und der Moment des letzten Zerbröselns ein absoluter, erbarmungsloser Zufall?

Um die Angst vor dem Tod zu verlieren, muss ich bloß begreifen, dass ich zerfalle, dass ich sterblich bin, dass es allem Lebendigen so ergeht und Sterben also völlig normal und natürlich ist.

Es ist der unerträglichste Gedanke meines Lebens, die schrecklichste Erkenntnis, die mich je heimgesucht hat;

schlimmer als Erwachsenwerden. Meine Körperwärme, mein Duft, mein Fingerabdruck, meine Einfälle und die Art, beim Sprechen, das S leicht zu zischeln werden mit mir zugrunde gehen. Irgendwann einmal werde ich ausgelöscht sein. Ich habe keine Idee davon, was das Ende meines Bewusstseins bedeutet. Ich kann mir nicht vorstellen, NICHT zu sein.

Wie geht Nichtsein? Das Fremde, sagt man, verursacht mitunter Ängste. Je mehr man darüber weiß, desto eher gewöhnt man sich daran. Lernte ich ihn nun kennen, diesen unbekanntem, entfernten, fremden Tod und gewöhnte mich an ihn ...

... würde dann die Angst weniger?

Am liebsten würde ich die Finger davon lassen. Es ängstigt mich schon, das Wort TOD zu schreiben. Das Wort T O D. Es starrt mich an, versucht mir in die Augen zu sehen. Mein Blick weicht seinem runden Vollmondgesicht mit den unterschiedlichen Ohren aus, kaum dass meine Finger die drei Buchstaben schreiben. In großen Lettern wirkt er noch bedrohlicher. T O D. Als kleiner *Tod* verliert er ein wenig sein einschüchterndes Auftreten. Sein Gesicht verwandelt sich in einen Mund, der o sagt; ein beinahe erstauntes Oh! Schreibe ich ihn von hinten her – Dot – wird aus ihm eine englische Vokabel. Sie bedeutet Punkt.

Es war einer dieser Tage, an denen man die Welt besonders intensiv wahrnimmt; kühle Luft auf den Wangen spürt, die feuchte Erde und den beginnenden Herbst riecht. Selten kam mir das Laub der Bäume so orangerot und glühend vor. Zwischen den Blättern spielte die Sonne. Es war ein wundervoller, kristallklarer Tag. Nur, wenn ich meinen Blick senkte, legte sich ein Nebelschleier vor meine Augen.

Die frische Erde ist der Hügel neben dem Grab meines Freundes. Um mich gruppieren sich dunkel gekleidete Menschen, Freunde, Bekannte und Unbekannte. Sie schweigen.



Manche murmeln. Keiner weint laut. Ich stehe am Fuß des Grabes. Ich halte eine Rose in der Hand und weiß nicht, wie ich sie hinunterwerfen soll. Kann man das verlernen? Ich spüre einen Sog und schwanke leicht. Zwei Meter geht es hinab ins Erdreich. Der Wind weht sacht. Über mir rauschen die Bäume. Ich erinnere mich, dass alle, die vor mir an das Grab getreten sind, gewankt haben und sich ausbalancieren mussten. Haben sie alle dasselbe empfunden wie ich? Meine Hand öffnet sich. Die Rose fällt zu den anderen. Wie Mikadostäbe liegen sie kreuz und quer auf dem Sarg.

Keine halbe Stunde später esse ich Nusstorte und unterhalte mich mit Leuten, die ich zum ersten Mal sehe. Auf gewisse Weise sind wir uns nah. Der Tod hat aus uns eine Wahlverwandtschaft werden lassen für diesen einen Tag. Es braucht nicht viele Worte, seine Empfindungen mitzuteilen, einander zu verstehen. Trotzdem sprechen wir, viel sogar und analysieren unsere Bekanntschaftsbeziehungen, deren Knotenpunkt der Tote ist. Dabei witzeln wir, als sei nichts gewesen, als sei da keine Trauer in uns, die uns die Brust eng macht. Das dunkle Loch in der Erde auf dem Friedhof ist Abstraktion geworden. Zum Kaffee gibt es Hochprozentiges und plötzlich fällt mir auf, dass ich mich in dieser leicht übergeschnappten Stimmung, die ich von anderen Beerdigungen her kenne und die mir typisch erscheint, ziemlich wohlfühle inmitten der Gemeinschaft anderer. Jemand sagt »Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen.« Es wird auf den Toten angestoßen. Vernuschelt höre ich Wortfetzen: »Es muss weitergehen«, »Jaja, so ist das Leben«. Erinnerungen über den Verstorbenen werden ausgetauscht, häufig eingeleitet mit »Es hätte ihm gefallen, dass ...«

... wir uns gepflegt betrinken.

... alle zusammen sind.

... wir lachen und scherzen.

... wir uns so gut halten und keiner heulend zusammenbricht.

Dabei möchte ich heulen und schreien, ich möchte kreischen und toben, schluchzen und wehklagen und in den Meeresfluten meiner Trauer ertrinken. Nichts kann mich trösten. Nichts kann meinen Freund zurückbringen. Wie kann ich diesen Schmerz jemals ertragen? Am Nebentisch unterhalten sich einige darüber, wie sie selbst einmal sterben möchten, wenn sie die Wahl hätten. Fast alle möchten schnell und schmerzfrei sterben. Es herrscht die einhellige Meinung darüber, dass unser toter Freund es gut getroffen hat. Binnen eines Augenblicks hörte sein Herz auf zu schlagen. Noch bevor er auf dem Fußboden aufschlug, war er tot. Er hat weder den Aufprall gespürt, noch den Krach gehört, den sein rund neunzig Kilo schwerer Körper verursacht hat. An seiner verdrehten Körperhaltung konnte der Arzt, der den Totenschein ausstellte, es ablesen. Plötzlich wollen alle so sterben wie unser Freund – nur nicht so jung natürlich. Mich wundert, dass keiner *nicht* sterben will und frage in die Runde. Tatsächlich will niemand unsterblich sein. Außer mir!

Der Mann mir gegenüber, der bisher geschwiegen und mit Hingabe Torte gegessen hat, sagt ohne Zusammenhang: »Wenn man Leichenschmaus wortwörtlich nimmt ...« Das Lachen platzt aus mir heraus. Ich lache, bis ich weine und umgekehrt, dann werde ich wieder ruhig. Ich halte mich recht gut, denn ich abstrahiere den konkreten Tod meines Freundes. Er liegt nicht da unten in der Erde und vermoordert. Er ist von nun an in meinen Gedanken und wird dort weiterleben ...

... wann immer ich an ihn denke, solange ich an ihn denke ...  
... bis ich selbst ... einmal nicht mehr bin.

Es dauert einen Augenblick, bis ich meine eigenen Gedanken begreife und mir peu à peu beim Betrachten der dunkleren Flecken, die sich neuerdings auf meinen Handrücken ausbreiten, das Ausmaß dessen bewusst wird, was ich bisher nur erahnte: Urplötzlich überschreitet der Tod den Bann-

kreis, den bislang Jugend, Jungsein und Jungaussehen um mich gezogen hatten. Meine Tochter zieht aus, erste Falten ziehen in mein Gesicht, weiße Haare auf meinen Kopf. Vermehrt sterben Personen im meinem näheren Umkreis. Mein Freund ist tot. Menschen gehen für immer verloren. Auch ich werde verloren gehen und der Welt abhandenkommen. Dieser Sog ist drängender als der vorhin am offenen Grab. Tagelang schleppe ich ihn neben der Trauer um den Verlust des Freundes mit mir herum. Von nun an wird es schwerer Leichtigkeit zu spüren. Ich befinde mich in der Mitte des Lebens. Man könnte sagen, die Hälfte ist vorüber. Man könnte aber auch sagen, der zweite Teil liegt vor mir. So oder so – es ist Halbzeit. Die Hälfte der Zeit ist unwiederbringlich passé, womöglich vertan. Aber so weit will ich nicht denken! Ich muss eine Methode entwickeln, um das Unerträgliche ertragbar zu machen – die Vorstellung, dass mir wahrscheinlich nicht mehr genügend Zeit bleibt, um alles noch zu erleben, was ich erleben will, bis es ernst wird.

Mein Freund und ich waren gleichaltrig. Er ist der Erste, der gegangen ist. Noch bin ich und sind wir anderen die Überlebenden. Im Angesicht des Todes, davon bin ich überzeugt, gibt es mehr als die üblichen Weisheiten, wie »Das Leben muss weitergehen«, »Augen zu und durch« oder »Man muss das Leben in vollen Zügen auskosten und genießen«. Da muss mehr sein!

Marc Müller ist ein Sonntagskind. An einem Sonntag wurde er geboren. An einem Sonntag ist er gestorben. Er gäbe etwas darum, sich an seinen Tod erinnern zu können.

»Manchmal denke ich darüber nach, mich unter Hypnose zu begeben, um meinen Tod noch einmal bewusst erleben zu können. Für mich als Wissenschaftler wäre das eine Bereicherung.«

Totsein ist natürlich Definitionssache, und die Frage nach der Reversibilität macht es nicht einfacher. Sämtliche Religi-

onslehren beantworten sie eindeutig. In der Medizin dürfen lebenserhaltende Maßnahmen bei Nicht-Hirntoten keinesfalls unterlassen oder ausgesetzt werden, was wohl bedeutet, dass auch die Humanwissenschaftler so ihre Zweifel am Totsein haben, sofern ›nur‹ die Vitalfunktionen, nicht aber die Hirnströme erlöschen. Kann ein Mensch auferstehen von den Toten? Offensichtlich. Es gibt zahlreiche Berichte von Rückkehrern. Marc Müller ist einer von ihnen.

»Mein Herz stand still für mehrere Minuten.« Mir gegenüber steht ein Mensch, der tot war, und blickt mich durchdringend an. Und ich versuche zu verbergen, dass ich verstohlen seine Gesichtszüge nach Anzeichen erkunde, ob man es ihm ansehen kann, ob der Tod feine Spuren hinterlassen hat. Er lächelt. Die Gläser seiner Brille fangen meine Neugier ein und werfen sie zurück. Bisher finde ich keinerlei Spuren, jedenfalls keine augenscheinlichen. Marc Müller war klinisch tot, jedoch nicht hirntot, wie es fachmedizinisch so schön und brutal heißt. Gehirnströme sind elektrische Aktivität, also pure Energie. Energetisch betrachtet lebte Marc Müller noch, irgendwie. Theoretisch hätte er eine Chance gehabt, seinen Tod bewusst mitzuerleben und sich hinterher daran zu entsinnen. Er hätte eine Chance gehabt, auf all das Wunderbare und Erhabene, das Licht und die allumhüllende, durchdringende Geborgenheit, all das wovon Menschen mit Nahtoderlebnissen berichten. Marc Müller hat nichts.

Wir stehen in einem langen Korridor. Es ist grau, drinnen wie draußen. Auf meinem Weg in die Uni trübte sich der Tag mehr und mehr ein. Der Flur hat graue Wände, einen grauen Fußboden aus stumpf gewordenem Linoleum, die ehemals weißen Deckenplatten aus nicht unbedingt gesundheitsförderlichem Material tragen einen Grauschleier, dem offensichtlich keine Reinigungskraft der Welt beikommen kann. Zufällig trage ich eine graue Jacke.

Mit unverhohlenen enttäuschem Gesichtsausdruck schließt Marc Müller die Tür zum Versuchslabor auf. »Leider kann ich mich nicht an meinen ersten Tod erinnern. So ein Unglück! Ich habe das größte Ereignis, das Nichtleben, verpasst. Ich hatte die einmalige Gelegenheit, ein Geheimnis zu erfahren, und hab sie einfach verpasst.« Unwirsch schüttelt er den Kopf. »Wenn man schon mal tot ist, verflucht noch mal, warum kann ich mich dann nicht erinnern, wie es war? Ich bedauere zutiefst, kein Nahtoderlebnis gehabt zu haben.«

Ich kann es ihm nachfühlen. Da erlebt man einen großen, monumentalen Moment von außergewöhnlichem Wert und behält nichts davon außer der Auslöschung des Bewusstseins. Und das ausgerechnet ihm, einem Naturwissenschaftler. Der Tod hatte ihm nichts Interessantes zu bieten. Ich verstehe sehr gut, das braucht man kein zweites Mal ... Und doch, so wird es enden. Marc Müller kann sich dabei nicht einmal sicher sein, von dem hellen Licht und der Geborgenheit empfangen und geleitet zu werden, wovon Menschen mit Nahtoderlebnissen berichten. Sein Tod war das Erleben von nichts.

Er öffnet die Tür und führt mich ins Labor. Der Raum ist groß und hell und wird beherrscht von einem mannshohen Kunstdruck. Ich erkenne nicht gleich, wer die beiden Männer auf dem Bild sind. Marc Müller stellt mir Platon und Aristoteles vor, will aber zur Sicherheit nachschauen, ob er sich auch nicht irrt. Er rückt die schwere Holztafel ein Stück von der Wand ab und findet auf der Rückseite den Titel, es ist ein Ausschnitt aus Raffaels Fresko *Die Schule von Athen*. Anschließend hängt das Bild schief. Platon zeigt nun nicht mehr senkrecht nach oben, sondern nach schräglinks.

»Er verweist auf die Ideen, die in der Luft liegen«, erklärt Marc Müller. »Aristoteles zeigt auf die Erde. Das ist der Unterschied zwischen Lehrer und Schüler.« Trotz verschiedener Versuche, das Bild wieder gerade zu rücken, bleibt es schief.

»Macht nichts. Schauen wir uns lieber an, was ich vorbereitet habe.«

Er geht zu einer nachgebildeten Ecke, die auf einem Tisch an der Stirnseite des Raums steht und mit tiefschwarzem Molton ausgekleidet ist. Sie erinnert an ein halbes Schuh-schachteltheater. Darin befindet sich eine kohlkopfgroße Kristallkugel, wie Hellseherinnen auf Jahrmärkten, in Filmen oder Büchern sie gerne verwenden.

»Sieht nach Magie aus. Ich dachte, Sie sind Wissenschaftler.« Irritiert betrachte ich die Lichtreflexe in der Kugel.

»Nein, nein, es geht wirklich um Wissenschaft und nicht um Wahrsagerei, auch wenn die Zutaten ähnlich sind.«

»Und Sie wollen mir wirklich nicht die Zukunft voraussagen?«, witzle ich.

Marc Müller schmunzelt und zupft an einer Falte im Molton. Ich bin neugierig auf das Kugelexperiment, aber mehr noch interessiert mich der Mensch. Marc Müller ist von den Toten zurückgekehrt. Ich bin mir sicher, er weiß nicht nur mehr über den Tod als jede andere Person, die mir bisher begegnet ist, er ist darüber hinaus womöglich in der Lage, ihn natur- und geisteswissenschaftlich zu entschlüsseln. Zumindest ist das meine Vermutung. Bevor wir am Tisch Platz nehmen, überprüft er sorgsam die Position der Kristallkugel exakt in der Mitte der Ecke.

»Ich habe damals angefangen Physik zu studieren, weil es ein Versprechen nach Geheimnisaufdeckung verströmte. Dabei hatte ich weder eine Erwartung, noch eine wie auch immer geartete Vorstellung, um welche Geheimnisse es sich handeln könnte.«

Geboren in Leipzig, wuchs Marc Müller in der ehemaligen DDR auf. Nach dem Mauerfall und seinem Zivildienst in München zog es ihn zurück in seine Heimatstadt, wo er sein Studium begann und in Berlin weiterführte. Nach ein paar Wochen war er allerdings sehr ernüchtert. Die Hoffnung, mithilfe der Wissenschaft in die Mysterien der Natur

vorzustoßen, wurde enttäuscht. Was Marc Müller stattdessen bekam, waren Formeln, die es zu demonstrieren oder zu prüfen galt.

»Wenn ich meine Professoren fragte, wie man etwas macht, wurde ich immer aufs Spezielle verwiesen, auf einen einzelnen Sachverhalt. Ich wollte aber auf eine Allgemeingültigkeit hinaus. Das war praktisch unmöglich. In der klassischen Physik würde man sagen, wer Universelles sucht, der will eine zugrundeliegende, strukturierende Formel finden.« Er hält inne und schaut aus dem Fenster. »Schade, keine Sonne heute. Naja, genauer gesagt, wer Allgemeingültigkeit will, will die Weltformel finden.«

»Wollen das nicht alle Physiker?«

»Ich denke, insgeheim schon. Aber im Grunde brauche ich keine Weltformel. Was ich möchte, ist eine Art Muster oder Handlung, die man erlernen kann, um sie im Alltag anzuwenden. Ich meine damit eine Praxisanleitung, bei der trotzdem Varianten erlaubt sind und die durch konkrete Anwendung aufblühen kann wie ein Blumenstrauß.«

Ich verstehe nicht recht, was er meint, und hake nach.

»Zähneputzen zum Beispiel. Vom bloßen Ansehen des Zahns weiß der Zahnarzt, wie man putzt, ob man Rechts- oder Linkshänder ist. Durch die Methode, wie man etwas macht, erlangt man Wissen und Erkenntnisgewinn.«

Von Anfang an ging es ihm um das Auffinden einer solch basalen, übertragbaren Methode. Schnell erkannte er, dass jene, die in der Physik angewendet werden, zu beschränkt sind. Er wollte mehr und nahm sich eine Auszeit vom Studium, um sich darüber klar zu werden, wie er seinen Durst nach Freiheit von der reinen Theorie stillen könnte. Die Lösung für seine Forschung war, zwei Fächer zu studieren: Philosophie und Physik.

»Ich ziehe keine Trennlinie zwischen den eher naturwissenschaftlichen und den eher philosophischen Lebensbereichen. Meine Person ist vielmehr davon geprägt, dass sie

sich in beiden wohlfühlt.« Aus seiner Sicht schlägt die Philosophie die Brücke zu tiefem Wissen und einer intuitiveren Annäherung an das naturwissenschaftliche Fach. »Physik ist anregend. Doch ich wollte nie nur an der Oberfläche kratzen, sondern immer zum Kern vordringen. Formeln allein machen mich unzufrieden. Eine Formel ist nur ein Wunsch ans Universum, eine fiktive Idee.« Da er ohnehin nicht erpicht darauf war, Physiker im Labor zu werden, sattelte er aufs Lehramtsstudium um und verband beide Disziplinen.

»Gefunden habe ich die für mich richtige Herangehensweise in der interdisziplinären Arbeit, der Didaktik der Physik. Hier gibt es eine kleine Gemeinde, die sich der Phänomenologie der Physik widmet. In dieser Wissenschaft finde ich Zufriedenheit. Sie erlaubt mir, die Praxis konkret zu beherrschen, wodurch sich ganz zwangsläufig Erkenntnis herausbildet.«

Er zeigt auf ein paar Bücher, die auf dem Fensterbrett liegen. »Das können Sie an einem ganz einfachen Beispiel verstehen. Versuchen Sie es! Werfen Sie mal einen Blick auf die Titel.«

»*Marc Müller: Grammatik der Natur. Von Wittgenstein Naturphänomene verstehen lernen.* Das ist ja von Ihnen.«

»Hmhm, und jetzt versuchen Sie mal nicht zu lesen.« Er wartet keine Sekunde auf das Ergebnis meines zwecklosen Versuchs. »Sehen Sie, man kann nie wieder bewusst Lesen verlernen. Mit dem Körper und den Sinnen erlernte Praktiken bleiben. Man spricht von Einwurzelung. Theorie entwirzelt, weil sie sich von den Naturphänomenen entfernt. Praxis wurzelt ein, da sie sie benutzt, um etwas haptisch und sinnlich zu demonstrieren. Die Phänomene müssen für sich selber sprechen dürfen. Dazu müssen wir ganz nah an die Natur ran.« Er deutet auf die Kristallkugel und verspricht, es mir gleich anhand des Regenbogens zu demonstrieren.



Wahrsagekugel und Regenbogen. Es wird immer mysteriöser. Allerdings wundert mich nicht, dass Regenbögen ihn faszinieren. Wann immer ich einen sehe, glaube ich an das Glück, und ich schätze, es geht jedem so. Als Kind besaß ich ein Buch mit Sagen und Legenden über den Regenbogen, wie die über den Goldschatz an seinem Ende, die Regenbogenschlange in Australien und den Bogen nach der Sintflut. In einem Gedicht kam ein Regenbogen vor, der in ein offenes Grab herabfiel. Oder stieg er aus dem Grab in den Himmel auf? Ich weiß es nicht mehr genau. Ich erzähle Marc Müller von meinem Kinderbuch. Völlig verblüfft schaut er mich an. Zu seiner ersten Geburtstagsfeier nach dem Infarkt bastelte er eine Einladung und verwendete dazu Bildmotive aus der damals aktuellen Serie seines Lieblingscomics *Mosaik*. Die Abrafaxe, die drei Helden Abrax, Brabax und Califax des Comics, waren in einem Heft gerade an der ersten Umsegelung Australiens mit Matthew Flinders, dem Commander des Segelschiffes Investigator, beteiligt. Quer über das Titelbild schlängelte sich eine Schlange.

»Das Heft hieß auch noch *Der Bote der Regenbogenschlange!* Verrückt, nicht wahr?«

»Das ist wirklich eine verrückte Synchronizität«, stimme ich ihm zu. »Der Regenbogen scheint Sie schon recht lange zu begleiten. Warum der Regenbogen?«

»Daran ist Ludwig Wittgenstein schuld«, sagt Marc Müller. »Als ich über sein Spätwerk forschte, hatte ich eine Art Erweckungserlebnis. Wittgenstein beschäftigte sich damit, wie man die Kluft zwischen Natur, also der Lebenswelt, und Theorie, der wissenschaftlichen Welt, erfassen und meistern könne. Denk nicht, sondern schau, sagt er. Nimm die Kluft nicht hin. Ich stimme ihm vollkommen zu. Für mich war er der Erste, der das so klar formulierte.« Inspiriert von Wittgenstein überträgt Marc Müller dessen spezielle, grammatische Methode der Sprachspiele auf die Physik und bezeichnet sie als Naturspiele.

»Ah«, allmählich kapiere ich, was er mit ihr vorhat und auf welches Experiment es hinauslaufen wird. Der Himmel draußen ist zwar trüb, und durch die Scheibe dringt kein Lichtstrahl, trotzdem nehme ich einen farbigen Schimmer im Glas der Kugel wahr.

»Sie wollen mir darin den Regenbogen zeigen?«

Marc Müller gibt sich geheimnisvoll. »Warten Sie's ab.«

Seine Begeisterung für Wittgenstein führte schließlich zu der Arbeit an seiner Dissertation.

»Ich mochte die Kombination, und ich wollte beiden Disziplinen, der Philosophie und der Physik, etwas Neues über Wittgenstein und Naturphänomene, unter anderem den Regenbogen, erzählen. Darum kam ich auf die etwas überhebliche Idee, zwei Bücher in einem zu schreiben. Ich habe sehr lange dafür gebraucht, und zwischenzeitlich bin ich eben mal gestorben.«

Die Erwähnung seines Todes kommt so unvermittelt, dass ich vermute, hinter den lapidaren Worten verbirgt sich entweder eine gehörige Portion Galgenhumor oder der Sinn für Spannungsaufbau – oder beides.

»Mein Herzstillstand verzögerte meine Arbeit, trotzdem wollte ich die Dissertation fertigschreiben. Ich dachte, wenn ich das nicht aufschreibe, geht der Welt was verloren«, sagt er fast schüchtern, geht zum Fenster, stützt sich auf die Fensterbank. »Insgesamt hat diese Arbeit zehn Jahre meines Lebens beherrscht. Nach fünf sehr intensiven Jahren brauchte ich eine Pause. Die war dann der Tod.« Wohl ohne es zu merken, rückt er die Bücher auf dem Sims gerade, bis ihre Rücken im rechten Winkel zueinander liegen.

Drei zufällige und nicht miteinander in Verbindung stehende Umstände trafen damals aufeinander und haben zum »schweren gesundheitlichen Ereignis« geführt, wie er es bezeichnet. Ohne erdenklichen und heute nicht mehr nachvollziehbaren Grund hörte er auf zu joggen. Zuvor war er bald täglich durch den Wald gelaufen, hatte schon als Kind mit

seinen Eltern an Orientierungsläufen teilgenommen. Es war der Volkssport in der DDR, ein richtiger Familiensport. Er beschreibt den großen Spaß, wenn allesamt mit Kind und Kegel, Karte und Kompass zum Wettkampf angetreten sind, bekommt leuchtende Augen beim Schwärmen vom Zelten inmitten unbesiedelter Natur, Flüsse durchqueren und sich dabei von oben bis unten mit Dreck einsauen; echte Heldenlebnisse. Zeitgleich nahm der Stresspegel auf seiner Arbeitsstelle an der Uni in dem Moment zu, als er seine Doppeldissertation schrieb. Und schließlich zog in die Wohnung unter ihm eine junge Frau ein, die extrem basslastige und laute Musik hörte. Trotz wiederholter Bitte, die Lautstärke zu reduzieren, drehte sie Tag und Nacht die Musik auf, feierte eine Party nach der anderen und öffnete irgendwann einfach gar nicht die Tür, wenn Marc Müller klingelte und um Ruhe bat.

»Musik als Lärmbelästigung zu empfinden, ja, regelrecht körperlich zu spüren, kam plötzlich. Ich hatte mich viel zu schnell an den Lärm gewöhnt und viel zu lange hingegenommen, dass es immer laut war. Das hat mich in den Tod getrieben. Lärm ist gewalttätig. Von der Wohnung unter mir ging regelrecht Gewalt aus. Diese Gewalt drang so selbstbewusst und übergriffig in mein Leben ein, dass es mich sprachlos machte. Ich war viel zu lange hilflos, bis ich endlich auszog.«

In seiner neuen Wohnung hielt sich der Lärm in annehmbaren Grenzen, doch war er derart stillebedürftig geworden, dass ihn schon das Bellen eines Hundes oder ein Klavierspiel in der Nachbarschaft stresste.

»Zu diesem Zeitpunkt war keine Erholung mehr möglich. Ich war auf allen Ebenen zu weit gegangen und überschätzte mich selbst. Die Symptome, die meinen Herzinfarkt ankündigten, hatte ich alle nicht ernst genommen. Ich dachte, ich könne es meistern. Die Arbeit an Wittgenstein und den Phänomenen der Natur war einfach zu faszinierend für eine Unterbrechung.«

Der Tod passierte einfach, zufällig an einem Sonntag, der fröhlich hätte werden können nach einem Abend mit einem guten Freund in Klärchens Ballhaus in Berlin.

»Wir hatten viel getrunken und geraucht und viel gefeiert. Am Morgen ging es mir schlecht, ein Kater, glaubte ich. Halb im Scherz hab ich meinen Freund gebeten, den Notarzt zu rufen, wie man halt so Scherze macht. Dann starb ich. Mein Freund sagte hinterher, ich hätte dabei ausgesehen wie die Todesfratze eines Wasserspeiers auf einer gotischen Kathedrale. Mein Gesicht sei ein grauenhaftes Gesicht des Todes gewesen.«

Wir sehen einander an, und ich bin mir fast gewiss, er ahnt, wonach ich in seinen Gesichtszügen suche.

Marc Müller war mehrere Minuten tot, bis der Sanitäter ihn reanimierte und ihm einige Rippen dabei brach. Trotz Unterbrechung der Sauerstoffversorgung seines Gehirns entstanden keine Schäden am Gewebe. Es dauerte acht Tage, bis er wieder erwachte.

»Meine erste Erinnerung nach dem Tod sind gedämpfte, vergraute Träume. Diese Filmbilder aus traumlosem, schwarzem Nichts, die ins Graue übergehen, hatte ich während der Aufwachphase aus dem Koma. Das fühlte sich verrückterweise tatsächlich an wie ein allmähliches Heraufkommen aus dem Nichts. Es war ganz unzweifelhaft, dass vorher lange nichts war. Es hätte auch eine Geburt sein können anstatt einer Wiederkehr, denn ich war zwar als derjenige anwesend, der heraufkommt, aber nicht als eine charakterisierbare Person. Ich war einfach nur als Subjekt da, ein Träumender gedämpfter, vergrauter Träume. Später, viel später, habe ich erkannt, dass diejenigen Teile des Aufwachtraumes, die eine gewisse Handlung aufwiesen, dramaturgische Zusammenhänge, handelnde Personen, konkrete Orte und so eine innere Nacherzählung des Kinofilmes *Le gamin au vélo* waren, den ich am Nachmittag vor dem Infarkt gesehen habe.

Dass ich überhaupt im Kino war, daran habe ich mich, wie an alle anderen vagen Details, überhaupt erst viele Wochen später erinnern können. Die Schwelle zwischen Heraufkommen und wieder Ich in dieser Welt sein war erreicht, als ich die Augen öffnete. Ich realisierte sofort, dass ich in einem Krankenhausbett lag. Aber es war mir, der ich jetzt schon wieder Ich war, unklar, ob es sich hierbei um einen weiteren, jetzt sehr gegenständlichen Traum handelte oder bereits um Realität. Denn auch diese Situation war vergraut und noch immer ein wenig gedämpft. Einen Moment später sah ich meine Mutter am Krankenbett sitzen. Sie sah erschreckend alt aus und besorgt. Mein Tod hat ihr einen Schlag versetzt. Ich redete innerlich zu mir selbst: ›Mutter, warum bist du so alt?‹ Sofort überkam mich das Bedürfnis, sie zu trösten. Ich glaube, da habe ich die Schwelle übertreten und war wieder in der Realität angekommen.«

Nachdem ihm klar wurde, sein Tod war kein Traum, seine Erinnerung allmählich wieder zurückkam und er sich erholte, kam der behandelnde Arzt und veranstaltete Tests mit ihm.

»Die übliche medizinische Maschinerie. Ich habe ihm sofort einen Vortrag über Wittgenstein und meine Dissertation gehalten. Meine Mutter verdrehte die Augen, und der Arzt meinte nur: ›Alles klar, geistig ist er offensichtlich okay.««

Selbst sein Herz, dem zwei Stents eingesetzt wurden, verheilte gänzlich. Stolz berichtet er, jedes Mal wenn der Kardiologe sein Herz untersuche, staune er, weil es keine Narbenbildung aufweise.

»Mich hatte der Gedanke betrübt, dass ich vielleicht nie wieder durch die Wälder joggen könnte wie früher. Meine Ärzte hatten mir das ja strikt verboten. Trotzdem habe mich kontinuierlich ans Laufen herangearbeitet. Ich konnte nicht anders. Etwa ein Jahr nach dem Infarkt habe ich meinem Kardiologen die Erlaubnis zum leichten Joggen abgerungen.

Das war anstrengend und wegen der geringen Geschwindigkeit so ungewohnt wie langweilig.«

Einen Frühling später lief er wieder durch die Wälder. Und unter einer Stunde Waldlauf tut er es heute selten. »So langsam kann man einfach nicht joggen. Ich brauche schon ein bisschen Erschöpfung und Adrenalin. Als ich zum ersten Mal wieder über eine Stunde lang bergauf und bergab laufen konnte, war das berauschend!« Er klatscht in die Hände.

»So, jetzt aber. Sind Sie bereit?«

Bevor er zum Rollo hinübergeht und das Labor abdunkelt, schaut er prüfend aus dem Fenster in den wolkenverhangenen Himmel und ärgert sich. Mit der echten Sonne wäre der Versuch authentischer, doch ich bin auch so schon begeistert. Gegenüber der Glaskugel am anderen Ende des Raumes knipst Marc Müller eine runde, mattierte Glühbirne von der Größe einer Pampelmuse an, die für gleichmäßiges Licht sorgt. Das ist unsere Sonne für die nächste Stunde.

»Mich interessieren Dinge, die ich noch nicht kenne. In der Schule habe ich Religion gewählt, weil ich es nicht kannte. Damals in der DDR hatte man es nicht so mit der Religion.« Er platziert die Sonne in einer exakten Linie zur Kristallkugel. Zehn Meter, schätzungsweise, liegen zwischen beiden Kugeln. Über den ausgelegten schwarzen Moltontepich auf dem Boden dazwischen, der das vom glatten Fußboden reflektierende Licht schlucken soll, kommt er auf mich zu. Hinter ihm unsere Sonne. Eigenartig, erst jetzt fällt mir auf, er trägt einen knallgelben Pullover, und ich frage mich, ob es Absicht ist oder ebenso zufällig gewählt wie meine graue Jacken an einem grauen Tag. Nichtsdestotrotz, es kommt mir symbolisch vor.

»Den Regenbogen glaubt man zu kennen. In fast allen Lehrbüchern findet man eine Zeichnung oder Grafik, die den Blick von der Seite auf die Tropfenquerschnitte darstellt. So ein seitlicher Blick eines Betrachters hilft überhaupt nicht, den Regenbogen zu verstehen. Um das zu tun, müssen wir,

genau wie in der Natur, *in den Tropfen hineinsehen*. Ich werde es Ihnen vorführen.«

Er hat nun Position neben der Moltonecke bezogen und tippt mit dem Finger gegen das Glas der Kristallkugel. Sie dient uns als Modell, einen Wassertropfen im Regenbogen zu simulieren. Ein einzelner Tropfen besteht durch und durch aus Wasser.

»Die Frage vor dem Experiment lautet: Was sehe ich in den winzigen Tropfen des Regenbogens, und wie kann man das sichtbar machen?«

Nachdem er einige Versuche mit einem wassergefüllten Goldfischglas unternommen hat, dessen Ergebnisse nicht zu seiner vollsten Zufriedenheit waren, kam er auf die Idee, den Wassertropfen durch eine Kugel zu ersetzen, die gänzlich aus Glas ist.

»Verwendet man nämlich eine mit Wasser gefüllte, kugelige Glasschale, erhält man immer doppelte Spiegelbilder, weil das Licht sowohl an der Außen- als auch an der Innenseite des Glases reflektiert wird. Das ist zwar nicht falsch, aber es geht präziser.«

Er bittet mich, vor der Kugel in die Hocke zu gehen, hineinzu sehen und zu beschreiben, was ich sehe. Nach einigem Vor und Zurück, Hin und Her erkenne ich mein eigenes Spiegelbild auf der Vorderseite der Kugel, wie ich es vom Badezimmerspiegel gewohnt bin, nur schaue ich mir mit etwas verzerrten Gesichtszügen entgegen. Mein Spiegelbild auf der Rückseite steht Kopf und ist zudem seitenverkehrt, als würde ich in einen gekrümmten Schminkspiegel blicken, den ich mit ausgestrecktem Arm von mir weghalte. Neben meinen beiden Bildern sind zwei helle Punkte zu erkennen, die Spiegung der Lampe, besser gesagt unserer Sonne, die hinter mir leuchtet. Nach dieser Feststellung soll ich meinen Kopf langsam im stetigen Abstand zur Kugel nach links bewegen, wodurch die Punkte aufeinander zuwandern.

»Es passiert etwas Besonderes, wenn sie sich begegnen.«  
Marc Müllers Stimme ist leiser geworden, als wolle er mich in meiner Betrachtung nicht stören, nur vorsichtig anleiten.

»Sie verfärben sich von Weiß nach Blau, und je näher sie einander kommen, desto intensiver leuchtet die Farbe«, stelle ich fest.

»Richtig. In dem Moment, wenn die Farben zu verschmelzen beginnen, erreichen sie die stärkste Leuchtkraft. Gleichzeitig werden die kreisförmigen Lichtpunkte ellipsenhaft auseinandergezogen.«

»Wenn ich noch weiter rücke, verschwindet das Blau«, sage ich und rutsche auf meinen Knien nach links. In der tiefen Ferne der Kugel sehe ich einen letzten, hellen, strahlend weißen Fleck.

»Und was sehen Sie kurz davor?«

Zuerst finde ich den Blickwinkel nicht, den Marc Müller meint. Dann aber, ich brauche meinen Kopf nur eine Nuance zu drehen, entdecke ich es. Es ist einmalig. Die Farben zerfließen ineinander von außen nach innen, von Weiß nach Lilablau, nach Cyan, Grün, Gelb, Orange und zuletzt Rot.

»Der klassische Farbverlauf eines Regenbogens«, freut sich Marc Müller. »Sehen Sie das letzte Aufblinken des Regenbogens? Es ist ein Rot. Es ist der hellste, gleißende Funke.«

Ich erhalte weitere Anweisungen und beginne einen auf Knien rutschenden Rundgang um die Kugel. Was ich auf der linken Kugelseite erlebt habe und was dem Primärbogen des Regenbogens entspricht, wiederholt sich auf der rechten Seite in abgeschwächter Farbintensität und Helligkeit in umgekehrter Reihenfolge. Es bildet den Sekundärbogen ab. In der Natur treten Regenbögen immer als Paar auf, wobei sich der zweite Bogen immer über den strahlenderen wölbt.

»Dazwischen befindet sich Alexanders dunkles Band, benannt nach seinem Entdecker, dem griechischen Philosophen Alexander von Aphrodisias. Er wunderte sich, warum



auf das hellste Rot an den Innensäumen der beiden Bögen eine dunkle Fläche folgt, warum auf Helligkeit Dunkelheit folgt.«

Das frage ich mich tatsächlich auch oft!

In einer Kiste neben der Tür sucht Marc Müller nach bunter Kreide und zeichnet die beiden Regenbögen an die Tafel. Er klopft mit der Kreide ein paarmal darauf.

»Während sich die Sonne selbst in den Regentropfen der Bögen spiegelt, sehen wir im Bereich von Alexanders dunklem Band nur ihr sehr schwaches Spiegelbild. Das Band ist also nicht wirklich dunkel, es ist nur nicht so hell wie die Bögen. Man kann sagen, es ist eine Art Fenster im Regenbogen, das eine Durchsicht auf die hinter der Regenwand liegende und von dieser abgedunkelte Atmosphäre erlaubt.« Mit ein paar schnellen Strichen schraffiert er den Bereich des dunklen Bands. Wenn ich nun wie Marc Müller aus diesem Spezialfall Allgemeingültigkeit ableiten wollte, hieße das: Keine Dunkelheit ohne Licht – während es andersrum nicht gilt.

»So, nun haben Sie alles, um unsere Frage zu beantworten: Was sehen wir im Regentropfen?«

Habe ich schon erwähnt, dass ich eine Physikniete bin? Sicherlich ist die Antwort offenkundig, und jeder Grundschüler könnte sie locker aus dem Ärmel schütteln. Ich aber sehe den Wald vor lauter Bäumen nicht. Was sehe ich? Farben und Licht. Mich selbst. Eine vage Silhouette von Marc Müller. Eine Idee von dem Raum, in dem wir uns befinden. Schwärze. Was sehe ich bloß? Verlegen hebe ich die Schultern. »Überall ist Licht?«

Marc Müller lächelt nachsichtig.

»Bei einem bestimmten Beobachtungswinkel sieht man farbige Bilder der Sonne, das heißt, im Regenbogen sehen wir *definitiv nicht* die Strahlen der Sonne brechen. Wir sehen in jedem einzelnen Tropfen das Spiegelbild der Sonne, trillionenfach.«

»Und ich dachte immer, die Sonne hätte Strahlen.«

Marc Müller seufzt leise, ein Seufzer, wie er für gewöhnlich auf populärwissenschaftliche Irrtümer folgt, denen man als Spezialist den Kampf angesagt hat, die man trotz aller Anstrengung und Aufklärungsversuchen noch immer nicht aus der Welt räumen konnte; ein Seufzer der Resignation.

»Es ist zwar eine physikalisch adäquate Sprechweise zu sagen, die Strahlen der Sonne würden sich in den Wassertropfen brechen, doch das ist falsch. Wir sehen das Bild der Sonne, ihr pures Licht. Sie hat keine Strahlen! Das ist nur ein optisches Konstrukt. Licht kann man nicht sehen, nicht, während es unterwegs ist. Man sieht nur die Quelle und die Stelle, wo es auftrifft. Strahlen sind etwas Ausgedachtes.«

»Ist das die Haupteigentnis Ihres Experiments über den Regenbogen?«

»Auch.« Er schmunzelt, wie Eingeweihte es Laien gegenüber tun, die zwar von den äußeren Erscheinungen angetan sind, denen ein weitreichender Sinn und tieferes Verständnis aber offenkundig fehlen. »In erster Linie bringt es Befriedigung, weil ich ein seltenes Naturphänomen zeitunabhängig anschauen und verstehen kann, und zwar *ohne* die übliche grafische Darstellung. Ist Ihnen noch nie aufgefallen, dass in den Fachbüchern, vor allem in Schulbüchern nur seitliche Zeichnungen abgebildet sind? Das ist nicht nur Theorie, sondern schlichtweg um die Ecke gedacht. Ich brauchte eine Antwort auf meine Frage, WIE sieht es INNEN im Tropfen selbst aus und keinen hypothetischen, nett gezeichneten Ersatz mit Strahlen. Das ist doch Mist!«

Unterdessen hat er ein Stückchen Kreide in die Hand genommen, um den zuvor nicht ganz präzise gezeichneten grünen Teil des Regenbogens weiter auszumalen. Versonnen dreht er die Kreide zwischen seinen Fingern. Winzige Partikel rieseln zu Boden, bleiben liegen wie grüner Puderzucker.

»Sie wollen das Echte?«

»Yoh! Kann man so sagen. Doch leider ...«, er hält inne und wirkt mit einem Mal zerknirscht. Während er seine kreidestumpfen Finger gegeneinander reibt, saugt er Luft in seine Wangen. »Naja, ich dachte, ich hab was Neues in der Physik entdeckt. Dann bin ich auf zwei Briefe von Goethe an Sulpiz Boisserée gestoßen, eher zufällig. Er hat sie einen Monat vor seinem Tod geschrieben. Es waren mit seine letzten Briefe! Darin beschreibt er unseren Versuch.« Mit flüchtiger Geste schwingt sein Arm zwischen der Kristallkugel und der Lichtkugel vor und zurück. »Er kommt zweihundert Jahre vor mir zu denselben Ergebnissen. Das ist schon etwas ernüchternd.« Dann lacht er, legt den Zeigefinger an die Lippen. »Sagen Sie's nicht laut, dass ich mich nebenher auch mit Goethe beschäftige. Unter Physikern ist das verpönt.«

»Schade. Aber falls es Sie aufheitert, für mich ist das etwas Neues. Bisher habe ich an Sonnenstrahlen geglaubt. Jetzt weiß ich, sie sind Fiktion. Das macht sie zwar nicht weniger real, trotzdem ist es etwas völlig anderes.«

Marc Müllers Gesichtsausdruck ist anzumerken, dass er sich über meinen Aufmunterungsversuch freut.

»Na ja, es ist nicht ganz so schlimm, hinter Goethe zurückzustehen«, sagt er leichthin. »Unser Versuch hat nämlich noch etwas anderes gezeigt, und das ist mir für meine Arbeit in der Physikdidaktik sehr wichtig. Hat man einmal die kleine Wanderung um die Glaskugel gemacht und die Spiegelung der Sonne tatsächlich gesehen, wird man es nie wieder vergessen. Es ist definitiv einprägsamer als sämtliche grafischen Darstellungen in Physikbüchern. Es ist für mich das ideale Erlernen im Naturspiel der Praxis. Der Regenbogen kann also als ein Bild der phänomenologischen Optik selbst erachtet werden.« Er streicht sich über die Augenbraue. Grüne Kreidebrösel bleiben haften, kaum wahrzunehmen, wenn man es nicht weiß.

»Neben dem didaktischen Wert bleibt aber noch eine weitere Frage: Was bringt es einem zu wissen, dass Regen-

bogentropfen kleine Sonnen sind? Außer natürlich, dass es recht nett ist.«

Darüber bin ich erstaunt. Mir stellt sich diese Frage nicht. Ich finde es beglückend, welche Poesie eine eigentlich trockene, wissenschaftliche Erkenntnis mit sich bringt und über die Physik hinausweist. Ich bin mir sicher, wann immer ich Tropfen sehen werde, wird mir die Sonne darin begegnen. Von jetzt an werde ich in der Lage sein, winzige Sonnen zu weinen – zumindest wenn ich im richtigen Winkel zu ihren nicht vorhandenen Strahlen stehe. Das hat etwas ausgesprochen Tröstliches. Mit einem Mal fühle ich, die Physikniere, mich verbunden mit der Welt; mit mehr als der Welt, über die Welt hinaus. Ob es nun Strahlen gibt oder nicht, sie verbinden mich kleines Individuum mit dem Universum. Eine Kitschwelle bricht über mir. Besser ich surfe durch ihren Tunnel und tauche am anderen Ende wieder auf, ohne Marc Müller, den Wissenschaftler, von meinen schnulzigen Phantasien zu erzählen.

Wenig später hat er die Rollos geöffnet und das Deckenlicht angeschaltet. Draußen hängt unverändert der graue Tag in der Luft. Im Hintergrund flackert eine Neonröhre unablässig. Sorgsam ordnet er die Kreide in dem dafür vorgesehenen Kästchen und klatscht sich den Puder von den Händen.

»Ist es zu platt, wenn ich frage, wie Sie sich den Tod vorstellen, also den echten Tod, von dem man nicht wieder zurückkehrt?«

Er schüttelt den Kopf.

»Wenn ich tot bin, hört die Welt auf zu sein. Ich werde nichts mehr wissen von der Welt. Mein Bewusstsein erlöscht und damit jeder Gedanke und jedes Gefühl. Aus diesem Grund hört die Welt auf zu existieren.« Er schweigt ein paar Minuten, verliert sich in der Betrachtung seiner Regenbogenzeichnung an der Tafel. Seine wenigen Stirnfalten bewegen sich leicht. Es sieht aus wie die dünne, grüne Kurve eines

Elektrokardiogramms während der Messung von Herzströmen. Oder bilde ich mir das nur ein, weil es so schön passt?

»Im Großen und Ganzen habe ich keine Angst vor dem Tod, also nicht etwa davor, dass es irgendwann vorbei sein wird. Eher finde ich es sogar interessant zu erfahren, wie das Sterben so vonstattengeht. Natürlich habe ich etwas Angst davor, dass es schmerzhaft sein könnte. Aber auch dieser Schmerz ginge ja vorbei«, fährt Marc Müller entspannt fort und wiederholt noch einmal die für ihn wichtige Erkenntnis: »Mein Tod wird das Ende der Welt sein. Nichts wird danach mehr sein, weil nichts mehr danach für mich sein wird. Denn für mich ist die Welt nur, solange ich bin, auch wenn sie für andere weiter sein wird. Damit gibt es auch nichts, wovor Angst zu haben sich lohnen würde. Aber freilich stimmt es mich traurig, dass es so kommen muss. Dass Irre ist doch, dass das Ende *meiner* Welt bedeuten wird, dass überhaupt *alles* enden wird. Nichts, was irgendwann in dieser Welt je geschah oder noch geschehen wird, wird dann noch irgendeine Bedeutung haben, weil es sie nicht mehr für mich haben kann. Das ist wohl der wahre Kern des Solipsismus.«

Wer so denkt, braucht sich in der Tat keine Sorgen mehr um nichts zu machen. Die Realität begründet sich durch mich allein. Descartes' philosophische Überlegungen gehen sogar so weit zu erwägen, dass alles außerhalb der Vorstellung ein Traum sein könnte. Betrachtet man es unter dieser Maßgabe, könnte für Marc Müller sein erster Tod ein Traum gewesen sein, da er außerhalb seines Bewusstseins stattfand. Doch da sitzt der Zurückgekehrte vor mir in einem beinahe surrealen Pullover, dessen Sonnenblumengelb greifbar wirkt, ein dickes, saftiges Gelb, in das man eintauchen möchte.

»Ist das Ihre Lieblingsfarbe?«

Er schaut an sich herab. »Wenn ich so darüber nachdenke... ja. Als Kind hatte ich nie eine Lieblingsfarbe. Seit ich mit vierunddreißig Jahren tot war, trage ich ständig gelbe Sa-

chen.« Er zieht den Bund des Pullis glatt, neigt den Kopf und betrachtet die leuchtende Farbe auf Bauch und Brust. »Hat wohl eine Bedeutung.«

Ich warte einen Augenblick, ob er sie wohl verraten mag. Er rückt seine Brille zurecht.

»Apropos Bedeutung. Ändert sich das Leben, wenn man einmal von den Toten zurückgeehrt ist? Was denkt der Mensch Marc Müller, was denkt der Naturwissenschaftler, was der Philosoph?«

Wieder betrachtet er seinen gelben Bauch.

»Auszudrücken, was ich über das Leben denke, vermag ich nicht so ohne Weiteres. Vielleicht ist mir die Frage zu allgemein. Aber sagen kann ich, dass es keine wesentlichen Unterschiede zwischen ›Vorher‹ und ›Nachher‹ gibt. Durch den Infarkt änderte sich kurzfristig jedenfalls nichts. Mir war klar, dass ich meine Dissertation fertig machen muss. Ich habe den Infarkt nicht als Zeichen verstanden, etwas an der Energie zu ändern, die ich für meine Arbeit aufwende.«

»Leidenschaft bleibt Leidenschaft?«

Er nickt.

»Und auf lange Sicht?«

»Da hat sich schon etwas geändert. Es könnte aber auch am Älter- oder Reiferwerden liegen. Ich wähle meine Umgebung und die Leute, mit denen ich zu tun haben will, heute anders aus. Von Leuten, die ich nicht schätze, nable ich mich schneller ab. Mein Mut ›Nein‹ zu sagen und auf Distanz zu gehen, ist gestiegen. In der Übergangsphase nach dem Infarkt war ich rotzig und motzig. Sicher habe ich viele Leute vor den Kopf gestoßen, denn ich musste lernen, all das, was andere auf mir abladen wollten, nicht mehr anzunehmen. Mittlerweile«, er lässt die Brauen zucken, »bin ich netter geworden.«

»Wie hat Ihr Umfeld auf Ihren Tod reagiert?«

»Nachdem ich wieder ins Leben zurückgekehrt war und in der Klinik lag, wollte ich so viel Besuch wie nur möglich. Die

Stunden meiner Genesung dauerten so«, lächelnd dehnt er das ›So‹ auf mindestens drei Os, »unendlich lange. Die Liebe meiner Freunde und meiner Familie habe ich bei ihren Besuchen aufgesogen. Die waren alle ein bisschen bestürzt über meinen Tod. Vielleicht waren sie sogar vom Gedanken ihrer eigenen Endlichkeit berührt worden. Es war überwältigend zu erleben, wer mich alles besucht und sich um mich gekümmert hat. Kaum überraschend haben sich Freunde von Kumpels getrennt, aber es sind eben auch ne ganze Menge Kumpels zu Freunden geworden: Das war überraschend. Das Wichtigste im Leben sind Freunde. Für mich bedeuten sie Heimat.«

Als ich ihn frage, ob er sich schon einmal überlegt habe, wie er einmal sterben und anschließend beerdigt werden möchte, sieht er mich herausfordernd an.

»Ich möchte gar nicht sterben. Aber wenn's denn sein muss, möchte ich begraben werden, also nicht etwa verbrannt oder so. Ich möchte so, wie ich bin, in der Erde verrotten, eins mit ihr und den Tieren werden. Ruhig sollte es in der Umgebung sein und grün vielleicht auch, sonst ist es mir gleich, wo.«

Ich erzähle ihm von einer Kindheitsvorstellung, die sicherlich viele mit mir teilen. Ich bin gestorben. Bei meiner Beerdigung hatten sich alle, die ich kenne, um mein Grab versammelt und ich schwebte als Wolke über ihnen und beobachtete was sie taten. In meiner Phantasie heulten sich meine Eltern und Großeltern die Augen aus dem Kopf und meine Freunde warfen mir zusammengefaltete Zettelchen oder Briefe mit persönlichen Abschiedsworten und Trauerbekundungen ins Grab. Meine beste Freundin schenkte mir eine Strähne ihres Haars, eine rotblonde Locke. In Zeitlupe segelte sie auf meinen Sarg hinab. Alle mochten mich und wussten nur das Allerbeste über mich zu berichten. Das fühlte sich ziemlich gut an und ich weiß noch, dass ich nach diesem Tagtraum einen enormen Appetit auf Schokolade hatte.

»Es ist vielleicht eine komische Frage: Was würden Sie am meisten vermissen, wenn Sie wirklich einmal sterben?«

Es kommt ohne Umschweife, klar wie ein Sonnenstrahl, den es in Wahrheit nicht gibt, der jedoch als Imagination schon hundertfach besungen, beschrieben, gemalt und auf bloßer Haut gefühlt wurde. Marc Müller blickt mich offen an und sagt: »Die Welt.«

Die Welt, denke ich.

»Klingt, als genießen Sie Ihr Leben. Wie geht genießen?«

Marc Müller antwortet nicht sofort. Nach einem Blick zur Seite auf die zwei verschwiegene Beobachter auf dem Wandbild atmet er hörbar aus.

»Ich glaube, um zu lernen, das Leben zu genießen, bedarf es der Erfahrung, bedingungslos gemocht zu sein, also der offenherzigen Bestätigung, dass mit einem selbst alles gut ist. Erst danach kann man die Ruhe finden, zu genießen.« Mit verschränkten Armen lehnt er sich gegen die Kante der Tafel. »Deswegen kommen die pubertierenden Jungs nicht vor ihrem ersten Sex zur Ruhe, schweben die Teenager danach in einen unwirklichen Glanz getaucht durch die Straßen.«

Jetzt muss ich grinsen.

»Was genießen Sie am liebsten?«

»Ach, ich schlafe oft ohne Wecker ...«

Bei der Erwähnung der Zeit schiele ich ganz automatisch auf meine Armbanduhr. Wir haben fast den ganzen Tag miteinander verbracht. Um Marc Müllers Augen, das fällt mir jetzt erst auf, machen sich leichte Schatten bemerkbar. Ich hätte noch eine Menge Fragen, hätte großes Vergnügen, mir Stunde um Stunde Versuche über Sonne, Licht und die Verschmelzung von Farben anzusehen und mir das Gerümpel an dilettantischem Alltagswissen über physikalische Phänomene von einem Fachmann aufräumen zu lassen. Meine neue Erkenntnis, dass es die Sonne selbst ist, die ich in einem buntschillernden Wassertropfen finden kann, hat etwas Majestätisches.



## UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Heike Fink

**Mein Jahr mit dem Tod**

Wie ich den großen Unbekannten besser kennenlernte

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-579-07310-1

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: Mai 2018

»Ich will dem Tod auf die Schliche kommen. Warum beherrscht er uns so?« (Heike Fink)

Am Grab eines Freundes ist es da: Das Entsetzen darüber, dass auch das eigene Leben endlich ist! Was ist das, der Tod, dem niemand entgeht? Wird das Unvermeidliche erträglicher, wenn man ihm in die Augen sieht?

Heike Fink probiert es. Ein Jahr lang sucht sie die Nähe von Menschen, die einen besonderen Umgang mit dem Tod pflegen. Sie spricht mit einem Bestatter, einem Friedhofsgärtner, der Leiterin eines Hospizes und einem Physiker mit Nahtoderfahrung. Ein Tatortreiniger erzählt ihr von seinen Erfahrungen und eine todkranke Sängerin, deren Stimme nur noch jüdische Lieder singen mag. Geschichten voller Witz und Poesie, manchmal traurig, manchmal sentimental, immer ehrlich und sehr berührend.



[Der Titel im Katalog](#)